

Notiz zum Humboldtforum

(Vorschläge zu einem Gespräch, kein Ausstellungskonzept, sondern Argumente zur Relativierung von Ausstellungskonzepten)

1. Das oberste Gebot für den Umgang mit ethnographischen Sammlungen, auch im Humboldtforum ist – so meine ich – die kompetente Aufbewahrung der Dokumente für die Zukunft. Denn Sinngebung und Wertschätzung haben sich in der Geschichte ethnographischer Sammlungen häufig, oft dramatisch und auf unvorhergesehene Weise verändert, und neue Fragestellungen und weitere Umwertungen sind zu erwarten. Zugespitzt sagte es Karl Anton Nowotny, Kustos der meso- und nordamerikanischen Abteilungen des ethnographischen Museums in Wien: „Wir verstehen diese Dinge nicht, aber wir müssen sie hüten, denn nach uns könnten Generationen kommen, die klüger sind als wir.“

2. In diesem Sinn ist es von nachgeordneter Bedeutung, ob Objekte in Berlin verbleiben oder restituiert werden – vorausgesetzt, sie werden in ihren Herkunftsländern sicher verwahrt.

3. Motive und Konzepte ethnographischer Expositionen ändern sich unabhängig vom Bestand der Sammlungen und ihrer faktischen Rezeption, die zudem oft ambivalent und gegensätzlich ist. An ihrem Anfang stand ein Prinzip, das man mit dem lateinischen Wort *evocatio* bezeichnen kann: das „Hervorrufen“ der Gottheiten unterworfenen Völker aus ihren Tempeln und die Überführung der Kultbilder nach Rom – Signum und Vehikel des Imperiums. Die gegenwärtige Forderung nach Restitution ist die Inversion dieses Prinzips. Bereits für frühe Sammler, etwa für Adolf Bastian, war jedoch die gegensätzliche Absicht einer Dokumentation der Universalgeschichte für die Forschung leitend (und das ist weniger angreifbar, wenn es auch den Irrtum einschloss, kleine, lokale Gesellschaften an den Rändern und in den Nischen der Kolonialgebiete seien Relikte der Urgeschichte). Im Gegenzug zu beidem, imperialer Geste wie wissenschaftlicher Dokumentation, entstand, im Zeichen der „Faszination des Primitiven“, der Primitivismus. Denn die Künstler der klassischen Moderne – Picasso, Matisse, Brücke usw. – interessierte an Ethnographica, bei aller Fragwürdigkeit des ideologischen Hintergrunds, zuerst und zumeist der formale Aspekt (und auch das ist doch wohl nicht angreifbar, obwohl es dem ethnographischen Sinn nicht gerecht wird). Ältere Ausstellungspraktiken dieser Art – und ihre gegenläufige Rezeption – könnten als Teil der Ausstellung die Geschichte des Museums selbst reflektieren und so zur Relativierung auch kurrenter Konzepte beitragen.

Denn seit den 1990er Jahren, und erst recht in den Debatten um das Humboldtforum, hat sich der Wandel der Konzepte erheblich beschleunigt: Dialog der Kulturen, Erklärung der Welt, Weltoffenheit – jeweils mit primärem Bezug auf die „Globalisierung“. Umbenennungen wie „Museum der Weltkulturen“, gar „Weltmuseum“ suggerieren Universalität, obwohl doch klar sein sollte, daß ethnographische Sammlungen gerade die großen Agrargesellschaften Asiens und Europas nicht oder nur in ihrem bäuerlich-volkskundlichen Segment dokumentieren – geschweige denn die Vielfalt der Moderne, in der erst von Globalisierung die Rede sein kann. Konzepte und Etikettierungen dieser Art markieren keine neue Sicht der Ethnographica, sie verdecken vielmehr das, was, positiv gewendet, gerade ihren Wert ausmacht: daß sie – vor und gegen koloniale und postkoloniale Globalisierungsschübe – *Erzeugnisse des Lokalen* sind und daher das Potential haben, die Eigenständigkeit lokaler Lebensformen historisch bewußt zu halten.

Angesichts der Beschleunigung des Sinngebungs- und Wertewandels ist ebenso zu erwarten, daß sich die Rahmenbedingungen verändert haben werden, bevor auch die neuere, vehement erhobene Forderung nach Provenienzforschung und Restitution sowie die daraus folgenden Ausstellungskonzepte – die unvollständige, nur juristische Version einer Inversion der imperialen *evocatio* – die Chance hat, verwirklicht zu werden. Ich rechne vielmehr mit ephemeren Präsentationsweisen, und ohnehin unterläuft die faktische Rezeption, aus guten wie schlechten Gründen, oft genug die Intention von Kuratoren. Eine möglichst weitgehende Zugänglichkeit der Sammlungen – als Depotausstellung oder als offenes Magazin – könnte in dieser Situation ein Korrektiv sein – für den mündigen Laien, der lieber seinen eigenen Interessen nachgeht als sich didaktisch führen zu lassen.

4. Zur Provenienzforschung: Eine Restitution an postkoloniale Staaten suggeriert Identität, wo tatsächlich Widerspruch und Wandel dominiert. Andererseits wäre es ein Irrtum anzunehmen, daß jedes Objekt ursprünglich Privat- oder Körperschaftseigentum gewesen und ohne äußere Störung durch Sammler bis in die Gegenwart vererbt worden wäre. Problematisch ist dabei nicht nur die Projektion moderner Rechtsvorstellungen in andere Gesellschaften, sondern mehr noch die Auffassung, daß Gegenstände, die wir als Kunstwerke verstehen mögen, von ihren Schöpfern als dauerhafte gedacht worden wären. So sind einige Objekte, etwa solche aus dem Crossflußgebiet, zwar schon vor der Kolonialzeit zwischen Kultbünden wie Waren gehandelt worden (allerdings nicht ohne die performativen Praktiken und das esoterische Wissen, das ihnen erst Sinn gab), andere, etwa die Malanggan-Skulpturen, waren jedoch selbst nur Elemente einer performativen Kunst, die für jedes Fest neu hergestellt und anschließend entsorgt, verbrannt wurden. Wert hatte die virtuelle Gestalt, nicht das materielle Objekt. Ähnlich wurden in vielen afrikanischen Gesellschaften Skulpturen aus Holz außerhalb des Rituals absichtlich so deponiert, daß sie sich durch Witterung und Termiten schnell zersetzten; manchmal sollte mit ihnen die Erinnerung an dargestellte Personen oder Ideale verblassen, manchmal, so bei den Belanda, wurden sie im Stadium des Verfalls schlicht durch neue ersetzt. In diesen und weiteren Fällen waren die Objekte nicht für den dauerhaften Erhalt bestimmt. Für die Herkunftsgesellschaft waren und sind ihr Verkauf und ihre Musealisierung mithin ohne Bedeutung, aber ihre Restitution wäre vollends widersinnig.

5. Die Frage nach Wert und Präsentationswürdigkeit von Objekten ist, sieht man von plumpen Fälschungen und banaler Touristenkunst ab, ungeklärt. Der Marktwert hängt bedingt vom Kunstwert, aber auch von externen Kriterien wie der Herkunft aus Sammlungen prominenter Besitzer ab; der Kunstwert stimmt nicht oder nur zufällig mit dem Ritualwert überein (auch triviale Madonnenbilder haben ja oft denselben Ritualwert wie Kunstwerke), so daß die Wertschätzung eines Objekts als Kunstwerk den Werten der Herkunftskultur nicht gerecht wird, was nach dem Programm einer inversen *evocatio* wichtig wäre; und der rituelle Wert bleibt für den modernen Betrachter unverständlich. Vor allem möchte ich aber auf eine andere, bisher nur in Ansätzen und Ausnahmefällen getroffene Wertschätzung aufmerksam machen: die Unterscheidung von lokalen (oder regionalen) Basis- und Hochkulturen.

Die gesamte Ethnologie, Sammlung wie Wissenschaft, ergab sich aus der Illusion des Primitiven, der einer taxonomisch anderen Zeit zugewiesen wurde. Die primitive Kultur galt folglich *per se* als Gegensatz von Hochkultur in beiden Bedeutungen des Wortes: Gegensatz zu den urbanen Schriftkulturen der Bronzezeit und Gegensatz zur Hochkultur im soziologischen Sinn. Man kann das Wort „Hochkultur“ aber auch – mit geringfügiger Abwandlung des soziologischen Begriffs – so verwenden, daß es jenen Teil einer Kultur bezeichnet, der anders als die Basiskultur nicht schon mit der Sozialisation erworben wird, dessen Aneignung

vielmehr eine lebenslange Anstrengung erfordert, ohne von unmittelbar praktischem Nutzen zu sein. Der australische Ethnologe William E.H. Stanner war der erste (und vielleicht der einzige), der diesen Sachverhalt betont und benannt hat, indem er *expressis verbis* zwischen *high culture* und *low culture* unterschied. Er bezog sich dabei auf die Nangiomeri, doch die Arbeiten von T.G.H. Strehlow und einigen anderen zeigen noch deutlicher wie wichtig und berechtigt diese Unterscheidung gerade in Bezug auf die vermeintlich besonders primitiven australischen *Aborigines* war. Und man könnte leicht zeigen, daß Hochkulturen in diesem Sinn Teil sehr vieler weiterer der nur ethnographisch dokumentierten Kulturen waren, wenn man dort nämlich jenen Teil des Wissens kennzeichnet, der sich nur in einer langen Serie von Initiationen eröffnete, oft als esoterisches Wissen von Spezialisten oder von Kultbänden.

auch das
Verständnis
zur
Kultur

Wie nicht nur die Untersuchungen von Stanner gezeigt haben, erweisen sich in allen Prozessen der Kolonisierung und Modernisierung die Basiskulturen (*low cultures*), also Strukturen der Verwandtschaft, simplifizierte Heiratsregeln (etwa vier statt acht Sektionen), Autoritätsverhältnisse, elementare Verhaltensmuster, schlichte Folklore, als außerordentlich resistent, während Hochkulturen erodieren, untergehen und allenfalls in der ethnographischen Dokumentation überdauern. Hochkulturen entwickelten sich in langen Verfeinerungs- und Akkumulationsprozessen, so daß sie, wenn sie zerstört worden sind, sich erst nach langen Regenerationsphasen neu bilden konnten. Deswegen gibt es ethnographisch dokumentierte Gesellschaften ohne Hochkulturen, etwa die Uduk oder Koma im Sudan, die Sklavenjagden zum Opfer gefallen waren und zur Zeit ihrer ethnographischen Untersuchung ihr kulturelles Archiv erst allmählich wiederaufbauten. Umgekehrt sind es Glückfälle, wo die Spuren lokaler oder regionale Hochkulturen in ethnographischen Sammlungen aufgehoben sind.

Für ethnographische Sammlungen – und besonders für das Humboldtforum – ergibt sich daraus die Aufgabe, an zentraler Stelle auf lokale Hochkulturen aufmerksam zu machen. Ich übersehe nicht, daß das meiste, etwa mündlich überlieferte Dichtung und performative Künste allenfalls indirekt Teil von Ausstellungen sein kann; daß vieles, besonders aus Australien, als geheim unter Verschluss steht, während die Präsentation von Dokumenten aus dem Kontext afrikanischer Geheimbünde in den Herkunftsländern zu gefährlichen politischen Kontroversen führen kann. Doch in vielen Fällen ist die Geheimhaltungsverpflichtung bereits aufgehoben, in anderen wird dies in absehbarer Zeit geschehen. Und so könnte man Objekte mit hohem Kunstwert (Masken und Skulpturen aus dem Besitz afrikanischer Geheimbünde), die bislang vorwiegend als „Kunst der Primitiven“ rezipiert wurden, wie die höfische Kunst präsentieren. Im Verständnis ihrer Schöpfer waren sie ja nicht etwa Kunstwerke, sondern Ritualobjekte, und sie stammen eben nicht aus *low cultures*, sondern aus Hochkulturen. Wenn man diesen Sachverhalt spürbar macht, könnte sich die Illusion des Primitiven, die zwar geistesgeschichtlich obsolet ist, sich aber wegen der einfachen Technik der Lokalkulturen stets aufs Neue einstellt, verschwinden. Dann wären die ethnographischen Sammlungen auch wirklich auf Augenhöhe mit der Museumsinsel und mit dem, was man in Europa Kunst nennt, im Gegensatz zu den volkskundlichen Exponaten der „europäischen Ethnographie“.

Fritz Kramer

Frankfurt, den 1.12.17

Lieber Fritz Kramer,

Danke für Ihre Notizen! Ich habe viel Arbeit auf dem Tisch, aber sie machten mich neugierig und kamen auf die Überholspur. Ich nahm Ihre Einladung zur Stellungnahme an und hoffe, Sie sind über das Ergebnis nicht konsterniert. Denn ich habe mir Ihre Argumentation mundgerecht zurechtgeschnitten und an ein paar Stellen fortgeführt. Ihr Text ist dicht, so hatte ich am meisten davon.

Die Situation der Museen – drei Kritikpunkte

1. *Motive und Konzepte ethnographischer Expositionen ändern sich unabhängig von der Rezeption (3.):* schon für sich ein Vorwurf, denn beide Seiten sollten doch aufeinander bezogen sein, aber der Doppelsinn der Bemerkung wird erst in (3.3) deutlich: *die faktische Rezeption unterläuft oft genug die Intention der Kuratoren*

2. *seit den 1990er Jahren hat sich der Wandel erheblich beschleunigt*

Die *Beschleunigung des Sinnegebungs- und Wertewandels (3.3)* erzeugt *ephemere Präsentationsweisen*, die wir alsbald wieder vergessen dürfen. Dafür ist Ihr praktischer Vorschlag eines *Korrektivs möglichst weitgehender Zugänglichkeit mittels Depotausstellung oder Offenem Magazin (3.3)*

3. Durch *Umbenennungen* werden *Universalität* und *Teilnahme an der Vielfalt der Moderne* suggeriert. Ein durchsichtiger Etikettenschwindel von Leuten, die wissen müssten, was *ethnographische Sammlungen dokumentieren*. Nach J.F.Thiel war in Frankfurt die Entfremdung der Leitungsebene von den Sammlungen und eine gewisse Beschämung darüber spürbar – die Sammlung als Last, nicht nur wegen in Frankfurt fehlender Ausstellungsräume.

Bewertung älterer Ausstellungspraktiken (3.1)

negativ: eine *imperiale Geste* und *wissenschaftlicher Irrtum über ‚Relikte der Urgeschichte‘*

positiv in zweierlei Hinsicht:

- Die beiden Zugangsarten (*Rezeptionen*) einer *Dokumentation der Universalgeschichte* und des ‚*Primitivismus*‘ der Künstler sind legitim, nicht angreifbar
- Entsprechende *ältere Ausstellungspraktiken* erlauben sogar, die *Geschichte des Museums* zu reflektieren.

Was den Wert von Ethnologica ausmacht

Das *Potential der Erzeugnisse des Lokalen, die Eigenständigkeit lokaler Lebensformen historisch bewusst zu halten* ist vielleicht erst in (5.) verständlich, nach der *Unterscheidung von lokalen (oder regionalen) Basis- und Hochkulturen*.

Unterscheidung von ‚Hochkulturen‘ und Basiskulturen (populär, auch postkolonial)

Die Begriffsverwendung ist so ungewohnt und so wenig in ihren Konsequenzen zu überschauen - das habe ich jedenfalls an mir selbst festgestellt bei zwei mündlichen Erläuterungen - dass sie hervorgehoben werden muß.

Sonst sucht man doch aktuelle Zeugnisse *lokaler Lebensformen* bei moderner Kunst, Kult und Fest. Lücken füllt man überall durch Beschaffung z.B. von „Kunst aus Afrika“ u.s.w. Sie sagen dazu: Das ist *Basiskultur!* Zerstörte *Hochkulturen* sind mit Dokumentation und Wissenschaft wohl nur noch rekonstruierbar.

Ihre kategoriale Unterscheidung ist mir im Kongo des 20. Jahrhunderts nützlich, wo sich Reste alter Traditionen mit solchen handelskapitalistischer, kolonialer und rezenter Entstehung vermengen, aber fast alle vom Nimbus der „Tradition“ profitieren wollen. Ich habe gerade einen Aufsatz von Zoe Strother zusammengefasst, über diagnostische Konkurrenz und Innovation seit der Kolonialzeit bei den Pende. (Beilage)

Die *außerordentliche Resistenz der low cultures* verdient auch eine Hervorhebung. Denn zu unterscheiden, was europäischer Kolonialismus zerstören konnte und was nicht, ist wichtig und richtig, statt sich hinter bunten Fassaden zu verstecken und sich mit durchsichtigen Schmeicheleien aus der Affäre zu ziehen. Ihre Erwähnung der *volkskundlichen Exponate der ‚europäischen Ethnologie‘* – etwa *Folklore* – ist auch wichtig: als *Augenhöhe* auf ‚niederer‘ Ebene. Aber es auszudenken, geht mir jetzt zu weit.

Auf Augenhöhe ? (4 + 5)

Ich frage mich, ob unter den von Ihnen genannten Bedingungen *Augenhöhe* überhaupt anders zu inszenieren ist als nach den Maßstäben ‚Roms‘. Wo sie heute schon problemlos funktioniert, hat etwa ein langer Atlantikhandel bereits zwischen beiden Seiten vermittelt. Was Tanz angeht, warum nicht? Musik stößt schnell an etablierte Hörgewohnheiten. Selbst die europäische Avantgarde und die Musik asiatischer Kulturen haben kaum Chancen. Epen nur in fantasy-Version...

Geheimbünde sind in Afrika kulturell natürlich auch nicht mehr, was sie vielleicht einmal waren.

Ein anderer Blick auf Provenienzforschung und Restitution verdient Aufmerksamkeit!

So wie sie angegangen wird, ist *Restitution* eine uninformierte und hochideologische Forderung seitens ihrer deutschen Protagonisten. ‚Stiftungen‘ geben Promotionsstipendien für die Fachidioten von Morgen.

(3.1) Das Modell ist interessant: *Überführung der Kultbilder nach Rom*

(4.) Der faktische Widersinn: *mit der Restitution an postkoloniale Staaten* ‚kehren‘ sie nicht ‚zurück‘, wohin denn auch?

(2) Aber das alles wäre *von nachgeordneter Bedeutung*, ob ...vorausgesetzt, dass ...

(3.2) Sie plädieren für Gelassenheit von wegen *Beschleunigung*

Das wäre für Alle gut, Fachwelt wie Publikum. Verschwendung und Unsinn sind ohnehin kaum zu stoppen.

Soweit das. Ich will wieder zu anderen Dingen, auch zu den Geheimnissen in meiner Sammlung!
Meinen Bode-Blog habe ich damals noch um Ergänzungen erweitert. Er klettert bei Google nach oben.
Gestern habe ich Mamadou Diawara in seinem Büro besucht. Er konnte als „in der materiellen Kultur“ nicht bewanderter Ethnologe und als Kind der Grenze Malis zu Mauretanien mir nicht weiterhelfen, war aber sehr nett. Und er legte mir dringend ans Herz, Ihnen Grüße auszurichten.

Was die Polio-Puppe angeht, ist Zoé Strother je länger, desto mehr ‚enamored‘, sie vermutet darin ein Exemplar der ‚aesthetic of fear‘ und wird eine kleine Materialprüfung in die Wege leiten (Harz, Pigment). Das freut mich als Sammler sehr. Es geht mir also gut.